

Das Dorf ist ein offenes Buch

Das Heu ist etwas länger liegen geblieben? Das Güllen vergessen gegangen? Was immer man hier tut, unterlässt oder auch nur denkt, die anderen wissen es bereits. Soziale Kontrolle auf dem Land – der dritte Teil unserer Sommerserie. **Von Jürg Wirth**

Duri 1 grüsst sparsam. Ein leichtes Heben des Zeigefingers, manchmal ein Zucken der Augenbraue oder ein Mundwinkel, der sich leicht in Richtung Ohr bewegt. Duri 2 ist meistens ernst beim Grüssen. Gian Reto lacht und winkt mit der ganzen Hand.

Grüssen tun sie alle. Grüssen ist Pflicht hier im Dorf. Man grüsst sich jedes Mal, wenn man sich sieht, das kann, gerade unter Bauern und während der Heusaison, auch schon ein gutes Dutzend Mal pro Tag sein. Selbstverständlich begrüsst man sich auch, wenn man sich auf der Strasse trifft, mit «chau» oder «allegra».

Die Volkskundlerin Christina Besmer, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Uni Basel, findet diese Grussfreudigkeit erstaunlich. Besmer hat ihre Masterarbeit über Oberägeri im Kanton Zug verfasst. «In diesem Dorf wird das Grüssen weniger praktiziert als früher», sagt sie. Aber dieses Dorf

ist mit knapp 6000 Einwohnern auch wesentlich grösser als meines, Lavin im Unterengadin, wo nur rund 220 Menschen leben.

Man sieht sich also häufig in Lavin, vor allem im Sommer; im Winter sind die Temperaturen meist nicht so, dass man sich übermässig lange auf der Strasse aufhält. Jeder im Dorf kennt jeden, und so braucht man sich beim Zuzug eigentlich auch nicht vorzustellen. Das Dorf weiss bereits, woher man kommt, wo man arbeitet und was man sonst so macht. Aber selbstverständlich stellt man sich trotzdem vor. Nicht, dass sie einen nachher nicht mehr grüssen.

Natürlich endet das dörfliche Wissen nicht bei der Vorgeschichte. Die Dorfgemeinschaft legt quasi eine Akte an über jeden Bewohner, jede Bewohnerin. Wände haben Ohren, Strassen Augen, und die Wiesen sind ein offenes Buch. «Hast du beim Mähen vergessen, das Messer einzusetzen?», wurde ich gefragt, als meine frisch gemähte Wiese tatsächlich nicht so



Die Gemeinschaft regelt das Verhalten: Beschriftete Hausfassade in Lavin,



SAMUEL TRIMPEY

frisch gemäht aussah. «Wann rechst du nach?», «wann holst du das liegen gebliebene Heu?» und «musst du eigentlich nie güllen?» sind andere Fragen, die mir schon gestellt worden sind. Und nicht nur die landwirtschaftlichen Fertigkeiten eines Zugezogenen, auch das Niveau seiner Romanisch-Kenntnisse ist Gegenstand kritischer Beobachtung. Man lernt die Sprache der Einheimischen besser früher als später. Denn früher gibt es Lob dafür, später eher Kritik, und dies nicht zwingend hinter vorgehaltener Hand.

In so einem kleinen Dorf sehe man eben unweigerlich, was die anderen machten, sagt Marta, eine Bäuerin im Fast-Ruhestand. Sie findet die soziale Kontrolle gut, und Lavin sei noch verhältnismässig tolerant. Andri, ein aktiver Bauer, sieht die Sache differenzierter. Einerseits ist er für mehr Toleranz, «jeder soll machen, was er will». Dann aber schiebt er nach, dass man ab und zu schon gern schaue, was der andere so treibe. Und meine, es sei nicht recht. Und kritisiere. Man müsse sich dann aber vorsehen, es selber besser zu machen.

Doch nicht nur Kritik ist die Folge der Beobachtung, es gibt auch Lob – wenn auch verhaltenes. «Das hast du jetzt nicht schlecht gemacht» darf man mit Fug und Recht als dickes Kompliment abbuchen und daraus schliessen, auf dem richtigen Weg zu sein. Denn bei der sozialen Kontrolle geht es vor allem darum, «das Verhalten der Leute so zu lenken, dass es der Norm entspricht» – so die wissenschaftliche Definition der Volkskundlerin Christina Besmer.

Wobei sich die Norm natürlich ändert, selbst hier auf dem Land. Früher sei die Dorfgemeinschaft enger gewesen, das Zusammengehörigkeitsgefühl stärker, erinnert sich eine ältere Dorfbewohnerin. Allerdings habe es auch öfter und heftigeren Streit gegeben. Etwa, weil die Hühner des einen auf der Wiese des andern pickten, weil der Bauer beim Mähen seine Parzellengrenzen zu grosszügig interpretierte, weil die Windel vor dem Waschen am Brunnen nicht vom grössten Dreck befreit oder der Brunnen wieder nicht geputzt war. Da hätten die Zerstrittenen dann nicht mehr miteinander gesprochen und auch schon mal mit dem Gewehr gedroht.

Schmutz im Wohnzimmer

Vorfälle dieser Art sind heute kein Thema mehr. Die Dorfgemeinschaft sieht einem recht viel nach. Heikel wird es allerdings bei Bräuchen, vor allem bei Chalandamarz, wenn die Kinder mit Glocken durchs Dorf ziehen und den Frühling einläuten oder den Winter vertreiben. Dieser Brauch ist unverrückbar, wie einige Frauen merkten, die sich dran machten, kleine Änderungen einzuleiten.

Für Diskussionen sorgt bei Chalandamarz nicht zuletzt die Frage, ob die Kinder nun nur vor dem Haus oder in der Stube mit ihren Glocken schellen.

Reporter im Glashaus

Es gibt Stadt-Reporter und Land-Reporter. Der Stadt-Reporter schreibt in seinem Büro in der Stadt. Holt er zum Rundumschlag aus, erhält er böse E-Mails oder Briefe, vielleicht einen Anruf – alles halb so schlimm, wenn er gut recherchiert hat. Der Land-Reporter schreibt auch in einer Art Büro, oft ist es seine Wohnstube. Holt er zum Rundumschlag in seiner näheren Umgebung aus, hilft ihm keine Recherche. Er trifft die erzürnten Menschen jeden Tag. Erst wenn sie ihn wieder grüssen, ist er gerettet.

Der Frühling bringt Tauwetter und schmutzige Schuhe – das hat schon die eine oder andere Mutter dazu gebracht, das Geläut vor dem Haus abhalten zu lassen. Durchaus nicht nur zur Freude aller.

Der Verzicht auf ein Stück individuelle Freiheit, das ist gemäss Christina Besmer der Preis der sozialen Kontrolle. Dafür wird die Gemeinschaft gestärkt, das Wir-Gefühl. So kommt es, dass trotz allen Veränderungen gewisse dörfliche Strukturen und Normen nach wie vor wichtig sind – Überreste aus einer Zeit, als das Beziehungsgeflecht noch enger war.

Pech hatten damals diejenigen, die sich im Wir-Gefühl nicht wiederfinden. Die Ausgrenzung in meinem Dorf war teilweise drastisch, wie sich ein älterer Bauer erinnert. Ob bei der Nutzung der Alpweiden oder der Verteilung der Holzlose im Wald, immer kamen zuerst die einheimischen, schon lange ansässigen Familien zum Zuge, die übrigen bekamen, was für sie noch übrig war. Diese Thematik hat der Schriftsteller Oscar Peer in seinem Roman «Akkord, il retuorn» eindringlich beschrieben.

Fast alle sind gleich

Heute gelten für alle etwa dieselben Rechte, alle sind etwa gleich akzeptiert. «Nur Sozialhilfebezüger, die nichts arbeiten, sind wir nicht gewohnt», sagt die Bäuerin Marta. Tatsächlich gibt es sehr wenige Sozialhilfebezüger im Dorf, momentan vermutlich gar keine. Denn auch hier spielt die soziale Kontrolle. Dann nämlich, wenn an der Gemeindeversammlung die Jahresrechnung genehmigt wird. Dort erscheint der Posten Ausgaben für Sozialhilfe, und je nach Höhe der Summe wissen die Anwesenden, wer Empfänger ist.

Allerdings greift auch in unserem Dorf die soziale Kontrolle nur noch partiell. Um sich ihr auszusetzen, muss man sich innerhalb der Dorfgemeinschaft bewegen; tut man dies nicht, erreicht einen die Kritik der Gemeinschaft nicht. Auch darauf hat Christina Besmer in ihrer Masterarbeit hingewiesen: «Man kann im Dorf wohnen und sein soziales Netz ganz woanders haben.» Früher sei dies nicht möglich gewesen, da man viel stärker aufeinander angewiesen war.

Madlaina beispielsweise fühlt sich weitgehend unbehelligt von sozialer Kontrolle, weil sie zumindest einen Teil ihres Beziehungsnetzes ausserhalb des Dorfes hat. Deshalb bekommt sie nicht viel mit von allfälligen Korrekturversuchen. Umso positiver erinnert sie sich an die soziale Kontrolle in der Zeit, als ihre Kinder klein waren. Sie spielten tagsüber irgendwo im Dorf, ohne Aufsicht durch ihre Eltern. Dafür waren immer andere Eltern zugegen, die zur Not eingreifen oder auch einmal helfen konnten, bei kleineren und grösseren Unglücken.

Aber grüssen tut selbstverständlich auch Madlaina. Immer.



Streit gab es, weil die Hühner des einen auf der Wiese des andern pickten. Oder weil der Brunnen wieder nicht geputzt war.